
Die Wahrheit wird euch frei machen!

Predigt über Johannes 8, 31–36¹

Kim Strübind

Joh 8, 31: Da sprach nun Jesus zu den Juden, die an ihn glaubten: „Wenn ihr bleiben werdet an meinem Wort, so seid ihr wahrhaftig meine Jünger (32) und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.“ (33) Da antworteten sie ihm: „Wir sind Abrahams Kinder und sind niemals jemandes Knecht gewesen. Wie sprichst du dann: Ihr sollt frei werden?“ (34) Jesus antwortete ihnen und sprach: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht. (35) Der Knecht bleibt nicht ewig im Haus; der Sohn bleibt ewig. (36) Wenn euch nun der Sohn frei macht, so seid ihr wirklich frei.“

Freiheit ist ein Schlüsselwort – und zugleich ein Reizwort unseres Lebens. Es gibt kaum einen Zusammenhang, in dem die Freiheit uns nicht faszinieren oder in ihren Bann ziehen könnte. Wer – wo auch immer – sie nur laut genug einfordert, hat immer Recht, ist immer auf der guten, der „richtigen“ Seite. Wir können scheinbar gar nicht frei genug sein! „Ich bin so frei“, sagen wir, wenn wir etwas gerne, also freiwillig und ungeschuldet tun. Und die Werbung appelliert unter diesem Slogan an unser gutes Gewissen bei unserem Griff nach fettreduzierten Lebensmitteln. „... zur Sonne, zur Freiheit!“ – das Pathos der Freiheit ist uns nicht auszutreiben. Wie groß müssen die Abhängigkeiten und Fesseln unseres Lebens doch sein!

Freiheit spielt über all dort eine Rolle, wo wir an Grenzen stoßen. Und Grenzen üben einen geradezu magischen Zwang auf uns aus. Wir scheinen dazu verurteilt oder – zumindest dazu bestimmt – zu sein, ständig Grenzen zu überschreiten. Die erste Erzählung der Bibel handelt, kaum dass eine Grenze gesetzt ist, gleich von ihrer Überschreitung. Der über sich hinauswachsende Mensch „will sein wie Gott“ (Gen 3, 4) und isst die verbotene Frucht. Das ist sozusagen die erste mündige Tat des Menschen. Diese Freiheit, gesetzte Grenzen zu überwinden, scheint ihm sogar noch wichtiger und vorrangiger als die Entdeckung des anderen Geschlechts, so sagt es die Bibel. Das erste, was den von Gott zum Herrscher über die ganze Schöpfung ernannte mündigen Mensch in seiner Welt also interessiert, ist die Erweiterung des Spielraums seiner Mündigkeit. Nichts scheint wichtiger als dieser *eine* Baum, nichts ist verlockender als diese, die *verbotene* Frucht. Und das einzig deshalb, weil sie die Grenze seiner Freiheit markiert.

Auch wir, die wir jenseits von Eden wohnen, kennen diese Lust, ja diesen inneren Sturm und Drang zur Freiheit. Wir lernen früh, ihrem Charme zu

¹ Gehalten am 4. November 2007 in der Baptistengemeinde Oldenburg, anlässlich des Symposions „Erziehung zur Freiheit – Ethik ohne Willensfreiheit?“.

erliegen. Steht auf einem Schild „Rasen betreten verboten!“ gibt es schon für Kinder nichts Wichtigeres, als unverzüglich auf eben diesen verbotenen Rasen zu treten. Es könnte einen schöneren Rasen zum Fußballspielen geben. Aber es gibt auf der ganzen weiten Welt keinen Rasen, der auch nur annähernd so interessant und faszinierend wäre, wie einer mit einem Verbotsschild. Wir würden für diesen Rasen sterben!

„Da, wo's zu weit geht, fängt die Freiheit erst an“, hat der Schriftsteller Werner Finck einmal gesagt. Alle Freiheit beginnt im Kopf, mit dem inneren Drang, der uns die Freiheit so schmackhaft macht. Freiheit verheißt uns immer die Möglichkeit, Begrenzendes hinter sich zu lassen und etwas Neues zu bekommen oder zu können. Freiheit – so hieß auch im Paradies die Frucht hinter der Frucht, die am „Baum der Erkenntnis“ das eigentliche Ziel benannte.

Keine Epoche hat uns die Freiheit so sehr ins Herz geschrieben wie die Aufklärung. Sie begann in unseren Breiten mit einem Paukenschlag: Immanuel Kant nannte die Aufklärung den „Ausgang der Menschheit aus ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit“. Dieser selbstverschuldeten Unmündigkeit setzte Kant das Zeitalter der Mündigkeit entgegen, das in Deutschland, verglichen mit anderen europäischen Ländern, mit einem Jahrhundert Verspätung anbrach. Kant ermutigte seine Zeitgenossen mit dem lateinischen Schlachtruf: „Sapere aude!“ – Wage es, zu denken! Wage es, dich deines eigenen Verstandes ohne Anleitung durch andere zu bedienen. Dieser kühne Appell, unseren Verstand aus den Fesseln geistiger Unfreiheit zu lösen, hat Geschichte gemacht. Es ist unsere Geschichte, in die wir immer noch verstrickt sind. Noch stecken wir mitten drin im Zeitalter der Aufklärung, deren postmoderne Phase wir derzeit durchleben.

Den Geist der Freiheit, den Kant herbeirief, werden wir allerdings nun nicht mehr los, auch wenn Fundamentalisten aller Couleur sie immer wieder und so gerne für tot erklären. Wie die Zauberlehrlinge haben wir mit der Entdeckung der Mündigkeit unseres Geistes die Büchse der Pandora geöffnet und sind nun gezwungen, unseren Aufbruch in die Mündigkeit zu Ende zu denken – und zu leben. Und gerade dieser Geist aufklärerischer Freiheit, ohne den es auch keine Freikirchen wie die unsere geben würde, hat sich als zwispältiges Phänomen erwiesen. Er hat uns die Naturwissenschaft und alle anderen Wissenschaften geschenkt, außerdem Waschmaschinen, das Telefon und den Computer. Dieser freie Geist hat den Menschen in bisher nicht dagewesenem Maße erhöht und die „falschen Götter“ und mit ihnen alle anderen jahrhundertealten Autoritäten vom Thron gestürzt.

Er hat uns aber zugleich, wie Geister das gelegentlich tun, auch erniedrigt. Und so spricht man von den drei Demütigungen der Neuzeit, die der Mensch gerade seiner neugewonnenen Freiheit verdankt. Sie wurden gestern in einem Vortrag des Symposions bereits kurz erwähnt: Die *erste Demütigung* des aufgeklärten Menschen ereignete sich, als Kopernikus die Erde aus der Mitte des Weltalls an seinen Rand verschob. Der Mensch wurde vom Herrn der Welt zu einem „Zigeuner am Rande des Universums“,

wie Friedrich Nietzsche es ausdrückte. Die *zweite Demütigung* besteht in der Erkenntnis Charles Darwins, dass sich alles Leben nicht etwa einem planenden Willen, sondern den zufälligen Prinzipien von Mutationen und einer natürlichen Auswahl verdankt. Der Mensch wurde zu einem etwas cleveren Affen, von seinen animalischen Vorfahren gerade einmal dadurch unterschieden, dass er Pfeife rauchen und lachen kann, wie der Theologe Karl Barth einst meinte. Den *dritten Schlag* versetzte uns die Psychoanalyse Sigmund Freuds, der unser angebliches „Ich“ in ein Bündel von einander widersprechenden Kräften aufspaltete und die Vorstellungen vom Vatergott als ein infantiles Konstrukt unserer Ängste diagnostizierte.

Das Christentum hatte seine liebe Mühe, diesen Geist der Freiheit, der uns auf allen Ebenen einst für sicher gehaltenen Wahrheiten so fürchterlich in Frage gestellt hatte, auf religiöse Distanz zu halten. Zwar waren uns der Himmel und die edle biologische Herkunft genommen worden. Und eine letzte Bastion schien uns vor Gott geblieben, ja, geradezu durch den „Ausgang der Menschheit aus ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit“ neu eröffnet und uneinnehmbar: Die Möglichkeit, unsere Entscheidungen nun auch tatsächlich in aufgeklärter Freiheit und ureigenster Verantwortung zu treffen, um die Fesseln unserer geistigen Begrenzungen abzustreifen.

Mündigkeit und Freiheit waren in Reichweite und schienen lange Zeit sogar Geschwister zu sein. Doch dann kam vor nicht ganz zehn Jahren die Neurobiologie ins Spiel. Und sie brachte neue, aufregende Kunde vom Geist der Freiheit zu uns. Nein, so sagte sie, es gibt auch keinen freien Willen! Auch er ist, wie auch die Religion, nur eine Projektion unseres Gehirns, ein neurologisch ausgesprochen subtil inszeniertes Theater, dem die Hirnforschung erstmals hinter die Kulissen blickte. Wenn diese neuen Erkenntnisse recht haben, dann gibt es kein autonomes Bewusstsein, kein Ich – und vor allem keine freien Willensentscheidungen. Der freie Wille ist nur eine *Empfindung*, nur eine Illusion und eine Konstruktion, die das Gehirn nachträglich in uns erzeugt, nachdem unsere Entscheidungen längst im Unterbewusstsein getroffen wurden. Was wir für unseren Geist halten, sich entscheidet, entpuppt sich als ein lapidarer Wechsel von Energiezuständen, die unser Gehirn erst im Nachhinein zu einem Bewusstsein montiert, nachdem die Entscheidungen in unserem Kopf und zugleich „über unseren Kopf hinweg“ gefällt wurden. Verantwortlich sind vielmehr eingewurzelte Erfahrungen, Instinkten und Gene, die unser Bewusstsein programmieren, bevor wir erwachsen sind. Um es es auf den Punkt zu bringen: „Wir tun gar nicht, was wir wollen, sondern wir wollen nur das, was wir tun.“ Das klingt radikal, und das ist auch so gemeint. Wolfgang Prinz, der Direktor des Max-Planck-Instituts in Leipzig fasst es so zusammen: „Die Idee eines freien menschlichen Willens ist mit wissenschaftlichen Überlegungen *prinzipiell* nicht zu vereinbaren.“

Die Folgen sind immens. Wer kann noch verantwortlich gemacht werden für das, was er tut, wenn unser Gehirn vorab autonom schon entschieden hat, was wir tun werden und uns im Nachhinein vorgaukelt, dass wir

diese Entscheidung selbst, also „frei“ getroffen hätten? Für Juristen, Theologen und alle anderen Sachwalter von Moral und Gerechtigkeit ist dies eine Hiobsbotschaft. Wie können wir Menschen schuldig werden, wenn wir gar nicht anders können? Wer kann nach Verantwortung rufen, wo es kein Subjekt für diese Verantwortung gibt? Auch der Apostel Paulus wusste keine Antwort auf diese Frage.² Frei – und damit verantwortlich – kann für ihn nur einer sein – Gott.

Es mag umstritten sein, in welchem Ausmaß unser Bewusstsein und unser Wille nur eine Illusion von vorprogrammierten Nervenzellen sind, die uns ein „Ich“ vorgaukeln, um die autonomen Entscheidungen unseres Gehirns nachträglich als Produkt unseres Willens vorzutäuschen. Die Schwierigkeiten dieser Annahme sind auch im Verlauf unserer Vorträge gestern und vorgestern deutlich geworden. Der Streit der Forschung um diese vierte und wohl verheerendste Demütigung des Menschen ist noch nicht zu Ende ausgetragen, und fast scheint es, als hätte dieser Streit mit noch unabsehbaren Konsequenzen gerade erst begonnen. Fast jede Woche finden sich in Zeitungen, Magazinen und Fernsehsendungen Berichte und Interviews zu diesem Thema. Philosophen, Juristen und Theologen mischen kräftig mit – zwischen Widerstand und Ergebung im Blick auf die nicht absehbaren ethischen, juristischen und religiösen Folgen. Soviel können wir aber heute schon sagen: Hätte die neuere Hirnforschung recht, dann müssten wir Kants Satz auch geradezu maliziöse Weise umdrehen: Letztlich wäre dann die Unfreiheit der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Freiheit!

Liebe Gemeinde, dass der Mensch und sein Geist nicht frei sind, ist gar keine so neue, sondern in Wahrheit eine uralte Erkenntnis. Sie müsste, nein, sie dürfte uns eigentlich gar nicht so sehr befremden. Sofern wir uns als „Glaubensrealisten“ verstehen, könnten wir diesem Urteil über unsere Unmündigkeit gelassen und getrost ins Angesicht sehen. Denn das Wissen um unsere Unfreiheit, auch der unseres Wollens, unserer Absichten und unserer Taten, ist die Kunde aus der alten und uns doch vertrauten Welt der Bibel. Jesus Christus hat dies mit den Worten ausgedrückt: „Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht.“

Das ist ein Satz, der uns mit Wucht treffen muss. Es ist die fünfte oder eigentlich die allererste Demütigung der Menschheit, dass sie nicht nur keinen freien Willen, sondern noch dazu einen bösen unfreien Willen hat! Denn selbst wenn unser Wollen frei wäre, so wären wir nicht in der Lage, das zu tun, was wir im Guten beabsichtigen. „Ich tue nicht, was ich will, sondern was ich nicht will, das tue ich“, klagt der Apostel Paulus, wie wir es in der Lesung gehört haben (Röm 7, 19 f.). Der Wille ist nicht nur unfrei. Er ist aus der Sicht des Apostels, auch bei besten Absichten zugleich unfähig, kraftlos – im letzten Sinne ein unmündiges versklavtes Etwas: „Wenn ich

² Vgl. Röm 9 (bes. V. 14–24).

aber das tue, was ich nicht will, dann bin nicht mehr ich es, der so handelt, sondern das Böse, das ich nicht will“ (7,20).

Unsere selbstsüchtige Gier nach Leben, unser Drang, uns selbst an die Stelle Gottes zu setzen, das ist also nichts als die süße Sklaverei der Sünde. Was wir Menschen da im Namen unserer Freiheit veranstalten, das ist nicht nur neurobiologisch, sondern auch theologisch eine klägliche, eine ganz und gar erbärmliche Freiheit. Ein Cocktail aus Süchten und Abhängigkeiten, ganz und gar ausgeliefert an unsere Triebe und Neigungen und unseren so schwer zu bändigenden Gefühle, die das Heft unseres Handelns fest in der Hand haben. Wir brauchen uns nur daran zu erinnern, wie es war, als wir das letzte Mal zornig oder todtraurig waren. Kein Mensch ist gerne traurig oder gerne zornig. Und doch fällt es uns so unsäglich schwer, nicht wütend, nicht deprimiert, nicht neidisch zu sein oder auch nur nicht verliebt zu sein, wenn wir es eben *sind*.

Es ist, als ob in diesen Augenblicken eine fremde Macht nach uns greift, unser Tun und Lassen bestimmt und uns hinterher mit der Erkenntnis sitzen lässt, wir hätten das alles ja selber gewollt – und das heißt: Wir hätten ja auch ganz anders handeln können! Wie viele Menschen richtet eine aussichtslose, gegen alle Vernunft resistente Leidenschaft zugrunde! Und wie viele Menschen pflastern den Weg zur Hölle und scheinen mit ihren guten Vorsätzen immer aufs Neue zum Scheitern verurteilt zu sein. „Wer die Sünde tut, der ist der Sünde Knecht.“

Auf diese Knechtschaft der Unfreiheit stößt Jesus auf Schritt und Tritt. Auf seinen Reisen zwischen Galiläa und Jerusalem stößt er auf Menschen in den Ketten der Unfreiheit: Blinde, Gelähmte und vor allem besessene Menschen. Gerade die uns heute so verstörenden Erzählungen von den „Besessenen“ wollen uns deutlich machen, dass diese Menschen von einer fremden Macht ergriffen, also unfrei sind. Besessenheit das hat nichts mit dem Schauer von Halloween zu tun. Sie ist ein letzter mythologischer Ausdruck für unsere tiefste Unfreiheit. In diesen Erzählungen zeigt sich, wie fest sie im Sattel sitzt. „Wer die Sünde tut, der ist der Sünde Knecht.“

Freilich bleibt es nicht bei diesem trüben Fazit. Denn Jesus sagt eben noch mehr. Der Knecht, so Jesus, ist nicht immer Knecht. Und die Sünde ist nicht immer Herrin im Haus unseres Lebens. „Der Knecht bleibt nicht ewig im Haus; der Sohn bleibt ewig. Wenn euch nun der Sohn frei macht, so seid ihr wirklich frei“ (V. 35 f.). Die uns durch die Macht der Versuchung auf so charmante Weise versklavende Sünde hat kein Bleiberecht. Sie muss uns freigeben, sobald Jesus ihre Wege kreuzt. Und – das ist die zweite gute Nachricht – dieser befreiende Jesus ist kein flüchtiger Gast. Er ist nicht gekommen, um wieder zu gehen. Er ist gekommen, um zu bleiben. Er kommt als Mitbewohner in das Haus des Lebens, „der es richten wird“. Unser Zorn verraucht, unsere Trauer vergeht, aber Jesus, der Befreier, bleibt. Denn dazu ist er gekommen: Um zu bleiben. Und vor allem: Um uns mit seinem Wort, das von weit her kommt, die Freiheit von fremder Herrschaft zu schenken. „Wenn ihr bleiben werdet an meinem Wort, so seid ihr wahrhaftig meine

Jünger. Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.“

„Arbeit macht frei“, schrieben die Nazis höhnisch über die Konzentrationslager, die zu Inbegriffen der Unfreiheit und Versklavung wurden. „Die Wahrheit macht frei“, sagt das Evangelium, und nicht die Arbeit. Ist doch die Arbeit, auch diejenige außerhalb von Konzentrationslagern, das Resultat der Sünde des Menschen, wie die Urgeschichte zu berichten weiß: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen“ (Gen 3, 19). Die Freiheit des Evangeliums ist keine zynische Freiheit wie die der Nazis. Bei der Freiheit hängt alles liegt an der *Wahrheit* und dem Geschenk ihrer Erkenntnis. Erkenntnisse verändern uns. Ich habe das im Lauf meines Studiums mehrfach erlebt und die Botschaft von der Rechtfertigung des Menschen allein aus Gnade erstmals in den Vorlesungssälen und Seminarräumen als wirklich befreiende Botschaft erlebt. Es war, als ob sich da ein Tor der Freiheit für meinen Glauben auftat, der mir bewusst machte, dass die so oft in den Ghettos frommer Glaubenssätze verschanzte christliche Welt nur die Freiheit eines Kasernenhofs widerspiegelte.

Das Evangelium ist dagegen vor allem befreiend. Daher trägt es seinen Namen als „gute Nachricht“ zurecht. Wo wir unser Leben unter der Gewissheit der gnädigen Gegenwart Gottes stets neu begreifen, macht es uns frei. Das Evangelium befreit zunächst von der Angst, die eine Schwester der Sünde ist. Frei von der Angst, die uns suggeriert, dass wir vor Gott so wie wir sind nicht bestehen können. Es sagt, dass unsere Schuld nicht bleibt, weil ER bleibt und darum die uns so unfrei machenden Lasten unserer Vergangenheit gerade nicht unter dem Dach unseres Hauses bleiben können. Das Evangelium, das Jesus verkündet, macht auch frei von der Sorge, dass wir eine Chance im Leben verpassen, wenn wir uns das, was wir haben wollen, nicht rücksichtslos nehmen. Es gibt keine verpassten Chancen mehr, wenn Jesus Christus uns die Liebe des Vaters und mit ihr die Ewigkeit zu Füßen legt. Auch das ist Freiheit – und was für eine!

„Wenn ihr an meinem Wort bleibt ...“, sagt Jesus und nennt damit die Bedingung und den Anker unserer, vielmehr: seiner Freiheit. Denn ohne sein Wort wüssten wir nichts von ihr. Sein freisprechendes Wort vollbringt, was es sagt. Es ist das Wort des letzten Richters, dessen Freispruch letztgültig ist. Niemand kann gegen dieses Wort, gegen sein Urteil Berufung einlegen. Darum ist es so wichtig, dass es bei diesem Wort bleibt – vor allem: dass wir bei diesem Wort bleiben. Unser Wille mag unfrei sein. Wir müssen das gar nicht bestreiten. Aber diese Demütigung verliert alles Bedrohliche, wo die Freiheit Jesu Christi als frische Brise des Geistes in unserem Leben weht. Wir bleiben nicht, was wir sind oder was wir noch nicht sind. Das Evangelium ist als Botschaft von der Freiheit, die uns an Jesus Christus bindet, eine richtig gute Nachricht. Es macht frei von der Sünde, – und vor allem von ihren Folgen – der Trennung von Gott. Sie macht frei, indem der tröstliche Friede Gottes in uns Raum findet, dass Jesus gekommen ist, um zu bleiben, um sich an uns und uns an sich zu binden.

Das Evangelium von der Freiheit versöhnt uns auch mit den Erkenntnissen der Aufklärung und ihren drei, vier oder auch elf Demütigungen. Hinter sie gibt es auch kein naives „Zurück“. Wir müssen diese Demütigungen nicht fürchten und können auch der wenig schmeichelhaften Wahrheit über uns standhalten, die Jesus uns zumutet: „Wer die Sünde tut, der ist der Sünde Knecht“.

Die Freiheit, die Jesus Christus bringt, kann gar nicht anders, als uns demütig machen. Eine getroste Demut ist es, die von ihr ausgeht. Sie rückt uns – vor Gott – ins rechte Licht. Wir müssen uns diese Freiheit nicht selbst erstreiten wie die Freiheit der Aufklärung. Die Freiheit des Christus kommt als geschenkte Freiheit. Und nur so macht sie auch „recht frei“.

Als realistische Freiheit befreit sie uns zugleich von Illusionen. Eine absolute Freiheit gibt es nicht. Und gäbe es sie, wäre sie wohl die Hölle. Deswegen ist die christliche Freiheit zugleich eine *realistische* Freiheit: Sie verheißt eben nicht Unabhängigkeit, auch nicht Willensfreiheit, sondern Abhängigkeit, tiefste Abhängigkeit von Gott, die unser Glaube als größtes Glück begreift. Denn diese Abhängigkeit von Gott ist verlässlich und belastbar. Wir können ihr trauen, denn sie will uns nicht ausnutzen oder ausbeuten, sondern das Einzigartige und Besondere hervorheben, das der Schöpfer in unsere individuelle Existenz gelegt hat. Diese Freiheit ist unserer Geschöpflichkeit würdig.

Auf diese Weise können wir nicht nur von der Sünde frei werden, sondern auch von Tyrannis unser Frömmigkeiten und aller mit ihr verbundenen orthodoxen Rechthaberei. Freiheit ist nichts, was wir vor dem Betreten unserer Gotteshäuser an der Garderobe abgeben dürften – schon gar nicht in einer Freikirche! Nach dem Motto: Hier musst du nicht denken. Hier wird für dich gedacht. Nein, Gemeinden sind umgekehrt „Brutstätten der Freiheit“. Sie sollen uns lehren, unsere Abhängigkeit von *Gott* – und nicht von Lehren über ihn – als unser Glück zu begreifen.

Im Grundvertrauen auf unseren Gott brauchen wir die Freiheit also nicht fürchten. In Dostojewskis berühmter „Legende vom Großinquisitor“ sieht der oberste Wächter über den rechten Glauben seine menscheitsdienliche Aufgabe darin, mit Hilfe der Macht der Kirche über das Gewissen die Menschen von der unerträglichen Freiheit zu erlösen, die Jesus den Menschen gebracht hat. Er kann in ihr nur eine neue Last und Qual sehen, von der die Kirche die Gläubigen erlöst, indem sie die Freiheit an ihrer statt verwaltet. Der Mensch ist religiös lieber unfrei – und damit glücklich, so lautet eine der Botschaften dieser tief sinnigen Legende.

Nein, liebe Gemeinde, Freiheit ist kein Fluch, wie der Großinquisitor meint. Die Freiheit, die Jesus bringt, die an ihn bindet, ist anspruchsvoll und nichts für Angsthasen. Sie ist immer auch vom Hauch des Ketzerischen umgeben, ist darum das Privileg der Anspruchsvollen und manchmal ausgesprochen anstrengend. Sie ruft zum geistigen Wagnis und zur Provokation, ohne die es kein Lernen und keine Erkenntnis gibt, sondern nur den schalen Geschmack von vorgekauften „Wahrheiten“. An seinem

Wort bleiben, das heißt: dem Ruf der Freiheit folgen, unabhängig auch von kirchlicher und gemeindlicher Bevormundung. Das ist es, was gerade einer Freikirche gut ansteht. Also: keine Angst vor den getrosteten Zumutungen der Freiheit. Es muss, nein es wird gelingen. Denn Jesus ist gekommen, damit es bei der Freiheit und die Freiheit bei uns bleibt.

Amen.